

Zur Geschichte der Pharmazie

Das Deutsche Apothekenmuseum

Erlebtes – Erstrebtes – Erreichtes

Von Dr. Fritz Ferchl, Mittenwald

Wenn mit dem Untertitel der Geist des größten Pharmazeuten unseres Jahrhunderts beschworen wird – Alexander Tschirch schrieb die beiden ersten Worte über seine eigene Lebensbeschreibung, das dritte wollte er über den 2. Band derselben setzen –, so geschieht es bewußt. Tschirch war nicht nur der überragende Fachgelehrte, er war noch ein Vertreter der Universitas. Von ihm gilt, was Ranke einmal mit einem besonders bezeichnenden Worte von Luther gerühmt hat; er besaß „die Kapazität eines großen Professors“.

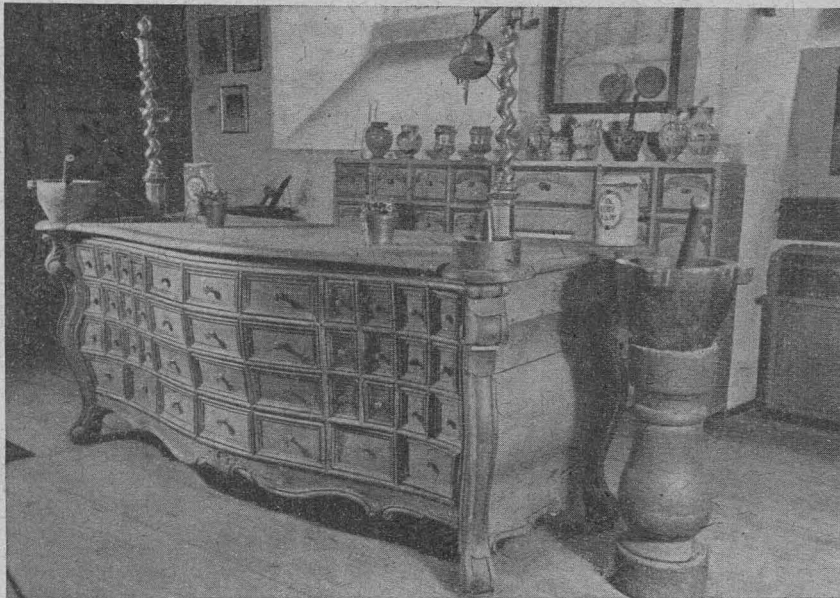
In den weitgespannten Bogen seines Fachwissens fügten sich harmonisch nicht nur gründliche Kenntnisse der alten und neuen Sprachen – Tschirch hielt seine Rede vor der Royal Society in London in fließendem Englisch –, sondern besonders und überall eine gründliche Erfassung der geschichtlichen Grundlagen der von ihm vertretenen gesamten Disziplinen. So nahm der 80jährige sofort geistigen und stofflichen Anteil bei der Schaffung des Deutschen Apothekenmuseums. Sein Wort wurde Ansporn und Ermutigung bei der Durchführung dieses Werkes. Dies zu schreiben, entspringt nicht nur der Dankespflicht, sondern

ist, wie das Nachfolgende uns lehren wird, eine ernste Mahnung.

Als im Jahre 1944 die Bomben auf das Haus in München fielen, in dem das Museum erste Unterkunft gefunden hatte, und die erschütternde Kunde mich in meiner militärischen Dienststelle im benachbarten Salzburg erreichte, erbat ich von meinem Vorgesetzten, Generalarzt X, einen sofortigen Urlaub. Die abschlägige Antwort geschah mit der immerhin denkwürdigen Begründung: „Wegen dene paar Haferln kann ich Ihnen doch keinen Urlaub geben.“ Es bedurfte erst einer fernmündlichen Unterredung mit dem seinerzeitigen Ministerialdirigenten bei der Heeres-Sanitätsinspektion in Berlin (Dr. Knoll), der das Museum bei seiner Einweihung selbst kennengelernt hatte, um den Urlaub zu erreichen. Als ich mit zweitägiger Verspätung in München ankam, hatten sich die Phosphorbrandbomben unterdessen entzündet und das Haus und den größten Teil des Museums in Asche gelegt. Ich hätte vielleicht diese schmerzliche Erinnerung für mich behalten, wenn nicht neuerlich Anlaß gegeben worden wäre, sich dieser Worte zu erinnern. Ein Ordinarius der Pharmazie begann vor kurzer Zeit seine erste Semestervorlesung mit dem Hinweis ungefähr dieses Inhaltes: Es gäbe zwar in Deutschland einige Apothekenmuseen, die sich die Sammlung schöner Gefäße zur Aufgabe gestellt hätten. Er aber diene, so wie er es von seinen großen Lehrern übernommen habe, der Wissenschaft und Forschung. Welch ein Gegensatz, man könnte sagen welt- und fachanschaulicher Art, zwischen Tschirch und einem seiner Nachfolger! Wenn auch Hegel schrieb: „Die Geschichte lehrt im wesentlichen, daß die Menschen nichts aus ihr lernen wollen“, so mag doch das Nachfolgende selbst dafür Zeugnis ablegen, daß Geschichte zu jedem ordentlichen Fachwissen gehört. Hier ein eigenes Erlebnis: Als ich vor einem Jahrzehnt ein berühmtes botanisches Institut wieder besuchte und auf dessen Gängen herrliche, handkolorierte Kupferstiche mit Pflanzenabbildungen des 17. und 18. Jahrhunderts bewunderte, drängte es mich zu wissen, aus welchen Werken diese entnommen waren. Ich machte Besuch

bei dem Direktor dieses Institutes und erbat Auskunft. Leider konnte dieser keinerlei Auskunft geben. Er verwies mich mit höflichen Worten an einen zuständigen Abteilungsleiter. Aber auch dieser Fachprofessor, der gleichzeitig Kustos dieses Institutes war und täglich an den Bildern vorüberging, hatte keine Ahnung. Er gab mir den köstlichen Rat, mich an den Herrn Oberbaurat zu wenden, der seinerzeit das Institut eingerichtet und auch die Bilder beschafft hätte. Ich ging allerdings nicht zu diesem Herrn,

sondern begann damals in eigenem Studium die Geschichte der Arznei-Pflanzenillustration kennenzulernen, und gerade dieses Erlebnis gab mir Veranlassung, auch in dem Deutschen Apothekenmuseum in München in einem eigenen Saal mit Originalbildern den Werdegang der Pflanzenillustration – belegt mit den schönsten Stücken aus der Blütezeit des Holzschnittes und des Kupferstiches – wiederzugeben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch erstmals jene Tragödie, die geschichtlicher Unverstand auf diesem Gebiet einstmals angerichtet hatte. Zu den Meisterwerken der Pflanzenillustration zählen die Bilder in dem berühmten Kräuter-



Rokoko-Rezepturtisch (ehemals Hofapotheke Bamberg)

buch des Tübinger Medizinprofessors Leonhard Fuchs, erstmals erschienen 1542. Diese Bilder, gefertigt von den besten Zeichnern und Holzschnitzern der Zeit, können sich den Dürerschen und Holbeinschen Blättern durchaus an die Seite stellen. Die Formschnitte des Straßburger Formschnitzers Veit Rudolf Speckle sind in ihrer sicheren Strichführung und eleganten Feinheit unübertrefflich, und Fuchs selbst sagte schon von ihnen, man könnte glauben, es seien Metallschnitte. Obwohl das Fuchssche Werk bei weitem nicht die Popularität und Auflageziffern späterer Kräutertbücher erreichte, wirkten die Fuchsschen Bilder noch volle zwei Jahrhunderte nach. Man kann vielleicht sogar sagen, daß bis zur Gegenwart die botanische Illustration in ihrem Bann gestanden. Von diesen Holzstöcken hatten sich bis zum Jahre 1898 noch 185 in der Tübinger Universitätsbibliothek erhalten. Sie waren scheinbar dem damaligen Professor der Botanik im Wege, und er verkaufte sie an die Stuttgarter Akademie der Künste, wo sie deren kongenialer Leiter während der Inflation abhobeln ließ, um die Stücke für den Gebrauch der Schüler neu herzurichten. Nur 25 blieben erhalten, die sich jetzt wieder im Botanischen Institut zu Tübingen befinden. Den Nachfahren und Jungen im Stande sei dies ein Mahnwort und zugleich eine Begründung des Deutschen Apothekenmuseums, und damit soll der bessere Teil der mit dem Museum verbundenen Erinnerungen begonnen werden. Bei der Eröffnung wurde das Wort gesprochen, daß die rasche, in einem Jahr gelungene Vollendung dieser großartigen Schau pharmazeutischer Vergangenheit nur ermöglicht wurde durch den einzigartigen Opfersinn weitester Kreise des deutschen Apothekerstandes. Es ist nicht möglich, Namen und Zahl der Spender und Förderer im einzelnen aufzuzählen, nur an einige sei erinnert, die schon hinabgestiegen sind zu den Asphodelus-Wiesen und deren Namen als Ehrensensoren auch in der Geschichte des Apothekenmuseums festgehalten sind. Ich denke an den großen Freund dieser berufsständischen Sammlung: Kordik in Salzburg, an den von antiquarischer Gelehrsamkeit erfüllten Heinrich in Halle, an

den Besitzer der kleinen Landapotheke im fränkischen Pappenheim, Höchstetter, und vor allem an zwei Ehrensenatoren, die als besonders edle Mäzene sich zeigten: Frau Rath, Witwe des Apothekers Rath und Inhaberin der Firma Vial und Uhlmann in Frankfurt a. M., die die gesamte großartige pharmaziehistorische Sammlung ihres Mannes letztwillig dem Deutschen Apotheken-

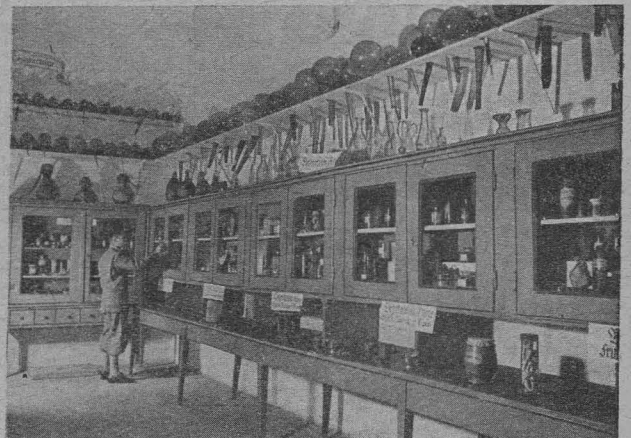


Laborgeräte des 17. und 18. Jahrhunderts

museum schenkte, und Hofrat Peters in Dresden, der im Jahre 1942 testamentarisch seine gesamte Apotheke mit Haus und Recht und Einrichtung dem Deutschen Apothekenmuseum übereignete. Mögen diese Güter auch in Schall und Rauch aufgegangen sein, die Namen dieser Menschen seien für die Fach- und Nachwelt festgehalten. Ein besonders prachtvolles Beispiel von einer vorbildlichen Spende bezeugte der noch lebende Ehrensenator des Museums, Gaerth, Besitzer der Sonnenapotheke in dem alten oberhessischen Städtchen Schlitz. Was hier jahrhundertlang ein Dornröschendasein führte, eine ganze Materialkammer alter Arzneimittel, ein Laboratorium mit Gerätschaften aller Art, die Bücher einer alten Apotheke wurden von Gaerth dem Deutschen Apothekenmuseum gestiftet. Freilich hatte das Museum noch eine Kehrseite. Es veranlaßte führende Vertreter des Apothekerstandes, gerade in der Zeit, da andere ihre Sammlungen abgeben mußten, sich selbst große Privatsammlungen anzulegen. Verbunden war dagegen mit der Auffassung eines Museumsleiters eine oft bittere Askese des eigenen Sammelns. Daraus aber formt sich der Begriff Museum einerseits und der der Sammlung andererseits. Mag der Begriff Museum kein gesetzlich geschützter sein, so ist und bleibt er ein moralisch geschützter. Er schließt in sich den Tatbestand der Gemeinnützigkeit und Öffentlichkeit. Was im Museum zusammengetragen wird, bleibt Gemeingut eines Staates, eines Landes oder eines Standes. Was in einer Sammlung im Laufe der Jahre erworben, dagegen persönlicher Besitz des Sammlers. Aus diesem Grunde muß mit Recht das Deutsche Apothekenmuseum Anspruch darauf erheben, das einzige Fachmuseum in deutschen Landen zu sein. „Sammler sind“ nach einem Wort von Goethe „glückliche Menschen“. Sie mögen es sein, sich

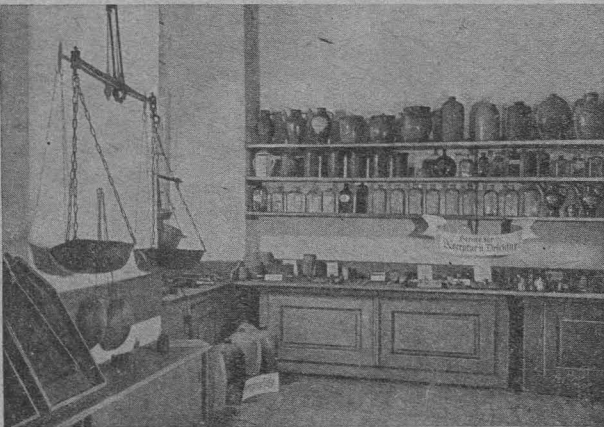
persönlichen Charakters Abstand nehmen läßt. In dem Deutschen Apothekenmuseum, dies sei auch dem obenerwähnten Professor der Pharmazie zusätzlich gesagt, soll sich nicht nur die kulturelle Vergangenheit der deutschen Apotheke spiegeln, etwa in herrlichen Gefäßen aus Ton und Glas, in den Zeugen hoher pharmazeutischer Möbelkultur, in bronzenen Mörsern und Gewichtsätzen, auf Urkunden und Bildern aller Art, sondern es soll vor allem geschichtlicher Zeuge sein des wichtigsten Inhaltes der Apotheke vergangener Jahrhunderte: es soll enthalten die Wiedergabe der Arzneimittel und die Wiedergabe der Geräte, mit denen im Laboratorium und in der Apotheke, in der Schneide- und Stoßkammer die Apotheker vergangener Jahrhunderte gearbeitet.

Bereits in dem Geleitwort zur Gründung des Deutschen Apothekenmuseums (Zur Geschichte der deutschen Apotheke, Beilage der Deutschen Apotheker-Zeitung 1937, Nr. 6 und 7) wurde eingehend auf diese Aufgabe hingewiesen. Gleichzeitig wurden eine Reihe historischer Apotheken aus großen deutschen Museen – Braunschweig, Ulm, Nürnberg, Düsseldorf, München, Darmstadt – im Bilde gezeigt, wo augenfällig dieser fachgeschichtliche Mangel zum Ausdruck kam. Kein Museum enthält eine Wiedergabe dieser Gebiete. Das Schweizerische Apothekenmuseum zu Basel, die geniale Schöpfung, ja das Lebenswerk des überragenden Pharmaziehistorikers, Universitätsprofessor Dr. Häfliger, dieses Museum war, wurde und wird Vorbild des Deutschen Apothekenmuseums sein. Wie beglückend waren daher die Worte aus dem berufenen Munde dieses Mannes, als er im Vorjahre die geretteten und in Bamberg wiederaufgestellten Güter des Deutschen Apothekenmuseums einer eingehenden Besichtigung unterzog. „Sie haben“, so sprach Häfliger, „viel Schönes verloren, aber das Unersetzliche haben Sie gerettet.“ Dieser Fachmann bestätigte das selbst Empfundene. So schmerzlich das Gedenken an das herrliche Barockmobiliar, an viele Gefäße und schöne Mörs



Teil der Arzneimittelgeschichtlichen Sammlung (oben Laborgeräte)

auch ist, was nicht mehr zu beschaffen wäre, ist die einzigartige Sammlung alter Arzneimittel des 17. bis 19. Jahrhunderts und die überreiche Zahl der geretteten Apothekergeräte aus gleicher Zeit. Man kann dies an einem kleinen Beispiel belegen: Das Museum besitzt heute noch ein schlichtes Gerät in mehrfacher Zahl, den Pillensignetel, Vorläufer der Pillenmaschine. Ein scheinbar unbedeutendes Stück von sicherlich geringstem händlerischem Wert, für ein Fachmuseum aber unendlich wertvoller als irgendein Prunkgefäß aus Fayence oder Glas. Letztere sind immer wieder im Handel beschaffbar, erstere so gut wie unerhältlich. Oder aber man bedenke beim Betrachten der riesigen Zahl der geretteten gläsernen Destillierhelme und Vorlagen, der Original-Wulffschen Flaschen des 17. und 18. Jahrhunderts, der Scheidetrichter und Florentinerflaschen, daß das Deutsche Museum in München in der großartigen Schau seiner chemischen Laboratorien der verschiedenen Zeitabschnitte bereits vor Jahrzehnten sich fast ausschließlich auf Nachbildungen beschränken mußte, da Originale wenig erreichbar wären. Als ganz besonderes Glück muß auch die Rettung der riesigen Arzneimittelsammlung des 17. bis 19. Jahrhunderts angesehen werden. Auch diese ist, um mit den Worten von Häfliger zu sprechen, unersetzlich. Der seinerzeitige Erhalt war durch einen besonderen Umstand begünstigt. Deutschland stand damals im unseligen Zeichen der Entrümpelung. Viele deutsche Apotheken benützten daher gerne die Gelegenheit, ihre Obsoleta aus den Speichern und Dachkammern zu entfernen. Sie nahmen den willkommenen Anlaß wahr, diese dem neu entstandenen Deutschen Apothekenmuseum abzugeben. So erinnere ich mich lebhaft gelegentlich eines Besuches bei Hofrat Peters in Dresden, daß dieser mir strahlend erzählte, wie er gerade noch



Geräte aus Keller und Kammern (Schneide-, Stoß-, Materialkammer)

aber der beschränkenden Unterscheidung zwischen Sammlung und Museum stets bewußt bleiben. Beim Deutschen Apothekenmuseum kommt aber dabei noch etwas ganz Besonderes hinzu, das den Sinn und Zweck dieses Museums nicht nur von den bereits in anderen öffentlichen Museen bestehenden historischen Apotheken unterscheidet, sondern auch von allen Sammlungen

sein altes Faktotum, das pflichteifrig in den obersten Räumen der alten Apotheke zu entrümpeln begonnen hatte, im letzten Augenblick davon abhielt, nicht korbweise solche alte Dinge in die Mülltonne zu werfen und froh war, daß das Deutsche Apothekenmuseum diese in Schutz und Schirm nahm.

Das Deutsche Apothekenmuseum ist nun, wie wiederholt schon berichtet, in den stilvollen Räumen der ehemaligen Hofküche der schönen fürstbischöflichen Residenz in Bamberg untergebracht. In sieben großen Räumen sind die geretteten Güter aufgestellt. Noch ist keineswegs auch nur annähernd wieder erfüllt, was einstmals bereits zu sehen war. Es bedarf noch der Anstrengung nicht nur der schwachen Hände der ernannten Pfleger, sondern des starken Armes des ganzen deutschen Apothekerstandes, um in

alter Bedeutung wiedererstehen zu können. Darüber hinaus stehen über dem kommenden Museum als selbstverständliches Gebot die mahnenden Worte Goethes, daß „Museen, Sammlungen und Rüstkammern, wo man sie nicht fortentwickle, erstarren“. Der deutsche Apothekerstand mag sich dessen bewußt sein und nicht minder der schlichten Worte, die eine junge Studentin der Pharmazie aus Frankfurt vor kurzer Zeit an den Pfleger dieses Museums ganz intuitiv aus sich heraus geschrieben hat: „Meine besondere Neigung gilt der Pharmaziegeschichte, weil ich glaube, daß die genaue Kenntnis, der geistige Besitz der traditionsreichen deutschen Apothekengeschichte einen wesentlichen Beitrag – und vielleicht den entscheidenden – im Kampf um den Fortbestand unserer deutschen Apotheke und des deutschen Apothekers liefern wird.“

Die Regensburger Apothekerfamilie Flanz

Von Hermann Gittner, Halle/Saale

Vor wenigen Jahren bot mir ein alter ehemaliger Hamburger Antiquar ein altes Pergament mit anhängendem Wachsiegel aus dem Jahre 1792 an, bei dessen flüchtigem Studium es sich herausstellte, daß eines Herrn Johann Tobias Flanz „gewesenen Bürgerlichen Apothekers und Regensburger Stadt-Gerichtsassessors Erben“, unter anderem dessen Sohn Conrad Christian Flanz, „Bürgerlicher Apotheker alhier“ für ihre Miterbin Jungfrau Anna Maria Flanzin eine notarielle Grundstücksübertragungsurkunde ausstellen ließen. Der eigenartig botanisch anklingende Name „Flanz“ reizte irgendwie zum Erwerb des noch recht gut erhaltenen Pergamentbriefes. Er ist in dem bekannten, schwülstigen Advokatenstil der damaligen Zeit abgefaßt. Johann Tobias Flanz wird darin nicht nur als Besitzer der Löwenapotheke, sondern noch mit dem Attribut „Stadtgerichtsassessor“ ausgestattet. In Regensburg war es im 17. und 18. Jahrhundert Sitte, daß gewisse städtische Ämter, wie z. B. das des Stadtkämmerers oder das des Assessors beim Stadtgericht, angesehenen Männern ehrenamtlich anvertraut wurden, die dann auf Lebenszeit neben ihrer Berufsbezeichnung den städtischen Ehrentitel führten. Den Frauen dieser Honoratioren stand die Anrede „hochgeehrte Frau“, den Töchtern „hochgeehrte Jungfrau“ zu. Waren auch die einzelnen Stände durch größere Abstände voneinander geschieden, so ehrte trotzdem einer den andern. Das Regensburger Apothekenwesen blickt auf eine ehrenvolle Vergangenheit zurück. 1397 erschien die erste uns bekanntgewordene Apothekerordnung des Rates der alten Reichsstadt, die von dem Apotheker verlangte, daß er ein Antidotarium besaß, „sein Antitarium wol künne“ und nach diesem – vermutlich dem „Nicolaus“ – seine Arzneimittel bereite. Da man die Stellung eines beamteten Stadtarztes noch nicht geschaffen hatte, konnte jeder Arzt in der Apothekenoffizin sich von der rechten Beschaffenheit seiner verordneten Medikamente selbst überzeugen.

Erst 100 Jahre später erschien – 1490 – vermutlich auf Veranlassung des Rates, die erste von einem Minoritenpater aufgestellte Arzneitaxe.

Die Medizinalverordnung von 1687 untersagte den Apothekern den Verkauf „gemeinen Zuckers, Confekts und dergleichen“, andererseits aber den „Cramern“ das Feilhalten dessen, „was die Apotheke von Alters her gebracht Ausgaben“, so „Brustzucker und dergleichen“.

1727 erschien das Dispensatorium pharmaceuticum Ratisbonense, herausgegeben vom Regensburger Medizinalkollegium, das in alphabetischer Reihenfolge angeordnet ist und bei dem größten Teil der Vorschriften angibt, welchem Arzneibuch sie entnommen sind. Angeschlossen war eine „Tax- oder Preiss-Ordnung aller Artzneyen, so in den Apotheken Regensburg zu finden seynd“. Eine Neuauflage erschien im Jahre 1737.

13 Jahre später tauchte zum ersten Male in Regensburg ein „apocaire Phlantz“ auf. Er ist zweifelsohne der oben erwähnte Johann Tobias Flanz, dem dann im Besitz der Apotheke sein Sohn Conrad Christian folgte. Das Adreßbuch von Regensburg aus dem Jahre 1809 meldet uns, daß die „Witwe des Herrn Flanz“ die Apotheke besaß. 1814 hat ein Provisor Jakob Konrad Kraus in die Apotheke eingeheiratet. Doch schon 1818 wird eine Familie Daubert als Inhaber des Apothekenrechtes genannt. Schnell wechselte die Löwenapotheke ihre Besitzer. 1827–1830 folgte Christian Ludwig Runzler von Ortenburg, 1830–1844 wirkte Pius Leixl aus Illertissen als Provisor, der merkwürdigerweise zur gleichen Zeit Besitzer der Adlerapotheke war. 1855 ging die Löwenapotheke auf Max Otto Henle über. 1891 ist ein Apotheker Fink, 1900 Wildenauer und 1910 Apotheker Horn im Besitz der Löwenapotheke. Schon unter Tobias Flanz war die Apotheke an der Ecke Gesandtenstraße-Bachgasse gelegen. Ein vergoldeter Löwe zierte das Apothekenhaus, der mit seinen Pranken einen goldenen

Schild festhält, auf dem die verschlungenen Buchstaben „AHW“ erkenntlich sind. Vermutlich hat Wildenauer das Apothekenwahrzeichen geschaffen. Der jetzige Inhaber der Löwenapotheke, Leo Schubert, betreibt die altherwürdige Offizin immer noch am selben Platz.

Interessieren dürften nähere Einzelheiten über Johann Tobias Flanz und seine Familie. Nach zunächst vergeblichem Suchen tauchte der Gedanke auf, die „Apotheker-Lehr- und Gehilfenbriefe“ unseres Historikers Dr. Fritz Ferchl einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Dabei stellte ein erster erfreulicher Fund unter dem Jahre 1753 fest, daß in diesem Jahre am 24. September ein Johann Tobias „Plantz“, Gerichtsassessor und Besitzer der Apotheke zum Löwen in Regensburg, einem Heinrich Wilhelm Ulrici aus Wiesbaden ein Zeugnis über eine eineinhalbjährige Gesellenzeit ausgestellt hatte.

In der Ferchlschen Sammlung befinden sich noch zwei Regensburger Apotheker vermerkt, und zwar aus dem Jahre 1689 ein Christian Bieler und Anno 1723 Johann Christoph Schwenker, Apotheker und Gerichtsassessor, vielleicht ein Vorgänger des Löwenapothekers Johann Tobias Plantz.

Die verschiedenen Schreibweisen des Namen „Flanz“ und „Plantz“ gaben Veranlassung zu weiteren, von Erfolg gekrönten Entdeckungen. In seiner Beitragsfolge der „Geschichtlichen Beilage der Deutschen Apothekerzeitung“, deren bebilderte Beihefte von mir vor Jahren lückenlos zu einem Bande vereinigt wurden, lieferte Ferchl in der Januar/Februar/März-Beilage des Jahrganges 1936/37 weiteres wertvolles, sogar illustriertes Material. Eine kunstvolle, buntfarbig verkleinerte Wiedergabe eines pergamentenen Lehrbriefes für Johann Christian Michel aus Augsburg – sein Bild hat Dr. Ferchl auf der nächstfolgenden Seite gebracht – über eine dreijährige Lehrzeit bei „Johann Tobias Plantz in der Löwenapotheke zu Regensburg“ aus dem Jahre 1750 ergab eine dritte Schreibweise dieses Regensburger Apothekers: „Plantz, Plantz, Plantz“. Die „Erinnerungen aus meinem 90jährigen Leben“ von Ernst Wilhelm Martius, dem ehemaligen Erlanger Hofapotheker und Universitätsprofessor, lieferten überdies ein anschauliches, pharmazeutisches Familiendyll des Regensburger Löwenapothekers Flanz. Mit Erlebnisfrische läßt Martius ein Bild vor nunmehr 170 Jahren – genauer von Michaelis 1779 bis Ostern 1783, also eines Zeitraumes von 3½ Jahren – entstehen. Während dieser Zeit war er erstmalig als Gehilfe in der Regensburger Löwenapotheke tätig gewesen.

Fachorgane mit einem sogenannten Stellenmarkt gab es damals noch nicht. Die Gehilfen wurden meist durch Empfehlungen befreundeter Apotheker engagiert. Ich selbst darf die Feststellung machen, daß es mir während meiner 25jährigen unselbständigen pharmazeutischen Wanderzeit auch noch ähnlich erging und daß Positionen durch persönliche Bekanntschaften meines Chefs meist die besten waren.

Ernst Wilhelm Martius trat also unter Mitwirkung des „würdigen Spitalapothekers Lindner“ zu Nürnberg Michaelis 1779 in die Offizin des Assessors und Besitzers der Regensburger Löwenapotheke Johann Tobias Pflanz ein, nachdem er vorher vom 1. April 1777 bis zum 31. März 1778 beim Hof- und Stadtapotheker Christian Wilhelm Prick in Coburg konditioniert hatte. Er schildert seinen neuen „Principal“ als einen „höchst achtungswürdigen, wackeren, schon betagten“ Mann. Damals herrschten in der goldenen Pharmazie noch patriarchalische Verhältnisse. Lehrlinge und Gehilfen wohnten mit im weitgeräumigen Apothekenhaus und gehörten zum Familienkreise. Tobias Pflanz war zu Martius' Zeiten schon Witwer. Fünf seiner Kinder waren noch daheim, an der Spitze ein Sohn Conrad Christian, welcher neben dem Vater die Apotheke als Provisor leitete, und vier noch unverheiratete Töchter, von denen die beiden ältesten an Stelle der verstorbenen Mutter

den Haushalt leiteten. Regensburg war zu jener Zeit eine der bedeutsamsten deutschen Reichsstädte, die in ihrem Inneren oft den Reichstag beherbergte. Luxus und Wohlstand blühten. Die Fürsten von Thurn und Taxis entfalteten bei öffentlichen, feierlichen Anlässen einen großen Aufwand. All dies färbte verständlicherweise auch auf die Apotheken der Stadt ab.

In den langen Winterabenden versammelten sich nach Dienstschluß die jüngeren, unverheirateten Kollegen und beschäftigten sich mit Räucherkerzenherstellung, Pulverkapselmachen, Signatureschneiden und anderen pharmazeutischen Hilfsarbeiten, weil es noch keine pharmazeutischen Utensilienbetriebe gab. Die Töchter des Regensburger Löwenapothekers unterhielten dabei die jungen Männer durch Vorlesen oder trieben sonstige, unschuldige Kurzweil. Ernst Wilhelm Martius schildert dies in epischer Breite in seinen Erinnerungen und verschweigt dem Leser nicht, daß zwischen ihm und einer der Töchter sich ein Verhältnis entwickelte, „von dem Goethe ein ähnliches in seinen Wahlverwandtschaften“ beschrieben hat. Er setzt aber, um Mißdeutungen vorzubeugen, sogleich hinzu: „Unsere Neigung wurde aber von uns sehr strenge bewacht.“ Immerhin würde er vielleicht an eine der „Pflanzinnen“ sein Herz verloren haben, wenn nicht ein anderes Familienereignis die Lage sehr bald verändert hätte.

Der junge Apotheker Conrad Christian Pflanz heiratete nach der Uebnahme der väterlichen Apotheke, und dadurch erhielt die bisherige häusliche Verfassung eine ganz andere Richtung. Die heimlich Angebetete verheiratete sich sehr bald an einen achtbaren Mann. Der Uebergang der Löwenapotheke vom Vater auf den Sohn beeinflusste das berufliche Engagement des Martius in keiner Weise. Er vermerkt nur, daß er „mit vermehrtem Gehalt“ beim Sohne im gleichen Verhältnisse weiterarbeitete. Der in seinen „Erinnerungen“ enthaltene Abdruck des Gehilfenbriefes vom 10. April 1783 besagt ausdrücklich, daß Martius 2 Jahre bei Johann Tobias und 1½ Jahre bei Conrad Christian Pflanz zu beider größter Zufriedenheit tätig war und beider Vertrauen und Hochachtung erworben hatte.

„Geschicklichkeit, Treue und Fleiß“ wurden hervorgehoben. Martius wird als ein „ehrliebendes Subjekt“ darin belobt. Der Gehilfenbrief ist handschriftlich unterzeichnet mit „Conrad Christian Pflanz“.

Ein zweiter Aufenthalt von Ernst Wilhelm Martius in Regensburg als Provisor der „Madame Ströhlinschen Apotheke zum goldenen Engel“ währte von 1788 bis 1791 und war ebenso pharmaziebedeutend, weil in ihm die Freundschaft mit den beiden Apothekerbotikanern, dem späteren Professor der Botanik David Heinrich Hoppe, damaligen Gehilfen der Gladbachschen Apotheke, und mit dem Lehrling eben dieser Apotheke, dem nachherigen Kryptogamenforscher des Fichtelgebirges, Christian Heinrich Funk aus Gefrees, geschlossen wurde. Mit beiden Freunden gründete Martius am 30. Oktober 1790 die Regensburger Botanische Gesellschaft.

Ein weiteres Suchen erschloß noch eine neue, nicht minder interessante Quelle über die Regensburger Apothekenverhältnisse, die am Ende des 18. Jahrhunderts – 1799 – dort herrschten und die in dem Pharmazeutischen Correspondenzblatt für Süddeutschland, Band 7, Nr. 19 vom 24. Juli 1847 – also gewissermaßen zum 50jährigen Jubiläum – zum Abdruck kamen:

„Ueber die Unsitte der Neujahrsgeschenke der Apotheker.“ Längst war der alte Brauch oder richtiger bezeichnet Mißbrauch der Neujahrsgeschenke für die Apotheker eine Last und besonders für die Apothekengehilfen als entwürdigende Einrichtung empfunden worden. Die Provisoren und Gehilfen genossen damals freilich noch nicht den Rechtsschutz eines Tarifvertrages mit einer bestimmten Entlohnung. Einen Teil ihres Einkommens bildete auch am Silvesterabend ein Douceur der Aerzte als Gegengabe feiner Gewürze, edlen Rauchwerks, Morsellen, ja sogar Kaffee und Tee, welche Dinge der Stößer im Namen der Prinzipalschaft als Neujahrsglückwunschgabe den Aerzten überbrachte. Auch Martius geißelt in seinen „Erinnerungen“ diese demütigende, standesunwürdige, nicht nur in Regensburg eingerissene Einrichtung als überlebten, zum Abschneiden reifen Zopf. Teilweise machten sich die Apotheker mit diesen „teuren“ Geschenken selbst das Leben sauer.

So war im 18. Jahrhundert die mißbräuchliche Gewohnheit der Apotheker, an Aerzte und Kunden Neujahrsgaben zu senden, derartig zum Uebelstand geworden, daß die Regierungen es für nötig hielten, dagegen einzuschreiten. So bringt z. B. die Anspacher Intelligenz-Zeitung Nr. 47 vom Mittwoch, dem 23. November 1796 folgende Anzeige: „Da man nöthig gefunden hat, die bisher üblich gewesen Neujahrsgeschenke der Apotheker an Aerzte und Kranke als eine zweckwidrige, zu vielen Mißbräuchen Anlaß gebende Gewohnheit abzuschaffen und zu dem Ende allen Apothekern des hiesigen Fürstenthums die fernere Abreichung gedachter Geschenke an Aerzte und Kranke geschärfte zu untersagen, so wird diese Verfügung zu jedermanns Nachricht hiedurch bekannt gemacht.

Anspach, den 16. Nov. 1796, Königl. Preuss. Kriegs- und Domainenkammer.“

Ausdrücklich hatten in einem Protokoll vom September 1798 auch die Berliner Apotheker von sich aus gegen die Unsitte, an Aerzte Weihnachtsgeschenke zu verteilen, Stellung genommen. Es heißt da: „In selber wurde der Versuch gemacht, ob man nicht von der bisher üblich gewesen Gewohnheit, Neujahrsgeschenke an die Aerzte und Wundärzte zu geben, gänzlich absehen möchte, zumal da eine Königl. Verordnung im Anspach-Bayreuthischen, selbes bey beiden bereits untersaget und die Erlanger, Nürnberger und Regensburger Apotheker diesem Beispiel gefolgt sind. Ob nun gleich sämtliche Herren Apotheker gleiche Gesinnungen darin hatten, so konnten ihnen dennoch die nachtheiligen Folgen, die daraus entstehen, nicht entgehen, wenn sie Geschenke, worau mancher Arzt schon gerechnet, gänzlich all und immermehr einstellen.“

Eine Kabinettsorder vom 7. November 1798 entsprach den Wünschen der Berliner Apotheker.

Darüber hinaus hatten die Regensburger Apotheker aber auch an ihre Kundschaft Neujahrsgaben verteilt. Die Herrichtung derselben, meist auch Rauchwerk, Morsellen, Altheepaste usw., erforderte schon wochenlang vorher gerade in den an und für sich arbeitsreichen Oktober- und Novemberwochen kostbare Zeit, die, wie es in dem Aufruf an die Regensburger Bevölkerung heißt, nur unter Hintenansetzung besserer und wichtigerer Arbeiten ermöglicht werden konnte.

Aber noch ein anderer einleuchtender Grund wird angeführt, und zwar die Preissteigerung der wichtigsten Lebensmittel, des Zuckers des Brantweins und anderer Materialien. Jedenfalls verpflichteten sich die Regensburger Apotheker und kamen dahin überein, Neujahrsgeschenke nicht mehr zu verteilen, und sie verfehlten nicht darauf hinzuweisen, daß „derjenige von ihnen, welcher etwa heimlich diese Vereinbarung breche oder hintergehe, damit den verdächtigen Schein auf sich lade, als wolle er sich durch Geschenke mehr als durch gute Bedienung Kundschaft erwerben“, modern ausgedrückt, durch unlauteren Wettbewerb sich geschäftliche Vorteile auf Kosten seiner Kollegen verschaffen.

Auch die im Collegium medicum zusammengeschlossenen Regensburger Aerzte würden diesen Schritt nicht nur verstehen, sondern mit Vergnügen billigen, da ihnen bestimmt mehr daran gelegen sei, die ordnungsgemäße Anfertigung und Ausführung ihrer Verordnungen befolgt zu sehen.

Am Schlusse des Aufrufes wird von den Apothekern an die „edle und billige Gesinnung unserer lieben Mitbürger und des ganzen verehrungswürdigen Publikums“ appelliert.

Unterschrieben war die Bekanntmachung von den fünf Regensburger Apothekern bzw. den Provisoren der verwalteten Apotheken. An erster Stelle lesen wir: „Conrad Christian Pflanz, Apotheker“. Dann folgen: „Christoph Nicolaus Heßling, Apotheker, Arnold Bergfeld, Provisor der Gladbachschen Apotheke, Johann Gottfried Ammon, Provisor der Ströhlinschen Apotheke, Carl Daubert, Provisor der Leipoldtschen Apotheke.“

Als Merkwürdigkeit muß festgestellt werden, daß der Löwenapotheker, der in dem vorerwähnten Gehilfenbriefe vom 10. April 1783 deutlich mit „Pflanz“ unterzeichnete, hier nur noch „Pflanz“ schreibt. Man scheint es vor 150 Jahren also nicht so genau genommen zu haben wie in unseren jetzigen standesamtlichen Vorschriften. Wir müssen an Hand dieser vierfach verschiedenen Schreibweise darauf hinweisen, daß derartige Abweichungen oft zu wissenschaftlichen Erschwerungen und Irrtümern verleiten und führen können. In unserem Falle jedenfalls ist es einwandfrei gelungen, festzustellen, daß „Pflanz, Pflantz, Pflantz, Pflanz“ ein und dieselbe Familienbezeichnung darstellen.

Für die nächste Zeit sind folgende Beiträge vorgesehen:

Deutsche Apotheken-Monographien 1925—1950

*

25 Jahre Veröffentlichungen der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie

*

Arzneipflanzen- und Drogenbilder im Wandel der Jahrhunderte